Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Werke zur älteren Geschichte Italiens

In den Zeiten, da es nicht mehr die lachenden Gärten Italiens sind, die unsere Blicke fesseln, sondern die sonderbar verschlungene, äusserst schwer überschaubare politische Geschichte dieses Landes, wendet sich der geschichtsbeflissene Laie immer wieder an die eine Gestalt, in der sich Staatsdenken und Politik Italiens wie in einem für alle Zeiten gültigen Symbol verkörpern, an Machiavelli. Und da der Laie nun einmal seiner eigenen Kraft immer wieder misstraut, die originalen Denkmäler der Vergangenheit und insbesondere die in ihrer geballten Breviloquenz nicht leicht lesbaren Schriften Machiavellis zu verstehen, kommen ihm Geschichtschreiber und Literaten zu Hilfe. In der reichen deutschsprachigen Machiavelliliteratur der letzten Jahre gibt es einige sehr ernsthafte, sehr bedeutsame Analysen wie das kleine, gewalttätige, aber gedankenreiche und in originaler Formkraft zum scharfen Kristall geschliffene Machiavelli-Bändchen Hans Freyers (Leipzig 1938) und das behutsamere, aus jahrzehntelangem Durchdenken der europäischen Gesamtgeschichte glücklich herausgewachsene, zweifellos sehr deutsch gedachte Werklein eines wirklichen Meisters der Geschichtschreibung, Gerhard Ritters: Machtstaat und Utopie. Vom Streit um die Dämonie der Macht seit Machiavelli und Morus (München und Berlin 1940). Bei aller Einseitigkeit der Perspektiven stammen doch die genannten beiden Schriften aus einem so reichen, echten, geschichtlichen und politischen Denken, dass die Auseinandersetzung mit ihnen für den Schweizer ein festliches Kampfspiel werden kann. Leider gilt dies nicht von zwei Machiavellibüchern, die in der Schweiz selbst gedruckt worden sind. Der „Machiavelli" des norwegischen Schriftstellers Hans E. Kinck (Basel 1938) ist die blumig ausgemalte Persönlichkeitsschilderung eines belletristischen Schriftstellers, der die Psychologie seiner modernen Romanfiguren in eine geschichtliche Gestalt ganz anderen Formates hineinträgt und in seinen eigentlich historischen und politischen Abschnitten mit veralteten und zweitrangigen Hilfsmitteln und unzulänglichen Grundbegriffen arbeitet. Das Machiavellibuch René Königs (Erlenbach-Zürich 1941) will nach seinem Untertitel zur „Krisenanalyse einer Zeitenwende" beitragen. Es geht ganz von Grundbegriffen aus und spannt die Horizonte so weit wie möglich. Und doch will es uns mehr als ein Symptom der gegenwärtigen wie als Analyse einer vergangenen Krise vorkommen. Die Diagnose, die zu Grunde liegt, beruht auf dem Geschichtsschema der deutschen Soziologen von 1930, das immer wieder wie eine confessio fidei unter Ausschluss der Historie anmutet: Einmal gab es ein goldenes Zeitalter der Menschheit, als ein Kaiser und ein Papst das corpus mysti-

cum der Christenheit regierten (wann war das eigentlich? im Mittelalter hatten sie doch in der Regel Streit; in Frankreich und England gilt das Schema ohnehin nicht und in Italien ist es wohl ein Traum Dantes, aber wie kurz hat er gedauert!). Dann kam der Sündenfall, als die bösen Partikularmächte (unsere teuren Altvorderen gehören bekanntlich dazu) vom Glauben an das Reich abfielen und ihre eigenen autonomen Staaten gründeten (wie alt ist eigentlich die französische Monarchie?), und dann pflegt der Autor das apokalyptische Pferd zu besteigen und die Sense zu schwingen vor einem dunkeln Katastrophenhimmel, dessen Farben aus den Töpfen — nicht etwa der Quellen — sondern z. B. des Ferdinand Gregorovius genommen sind. Ist dann der Leser recht ängstlich geworden, so wird er getröstet mit dem Bild des ästhetischen Immoralismus ... was immerhin auch ein Bild ist. Der Verfasser verzeihe unsrer Laune, aber es scheint, dass Geschichtschreibung und Soziologie auf ewig getrennte Wege gehen. Wenn das Buch René Königs, wie es auf dem letzten Blatt vermerkt, wirklich zwischen dem 6. März und dem 6. Mai 1940 geschrieben worden ist, so verdient es jeden Glückwunsch als Trainingsleistung. Was die Deutung Machiavellis als eines ästhetischen Utopisten betrifft, so ist das wohl ein Thema für eine glänzende Zwischenbemerkung im Gespräch, aber doch nicht ernstlich für ein Buch. Bei all dem möchten wir nicht verschweigen, dass man in diesem verzeichneten Bildnis Machiavellis gelegentlich scharf beobachteten und treffend festgehaltenen Einzelzügen begegnet.

Da fällt uns das tröstliche Bild eines italienischen Geschichtschreibers ein, der in seiner Jugend von der soliden Disziplin altphilologischer und althistorischer Forschung ausgegangen und in seiner Reife zur Fülle universal-historischer Darstellung gelangt ist, der überdies soziologische, wirtschaftsgeschichtliche und politische Gesichtspunkte in glücklichster Weise vereinigt: Corrado Barbagallo publiziert seit einigen Jahren bei der Unione tipografico-editrice Torinese in Turin eine Storia universale, deren vierter Band 1938 erschienen ist und bis zum Jahr 1699 kommt. Es wirkt wie ein Wunder, dass es in unserer Zeit einem Forscher gelingt, den gewaltigen Stoff einer Universalgeschichte in sorgfältiger Einzelarbeit zu meistern und zur lesbaren, in einzelnen Partien für den Nichtitaliener wie die Eröffnung einer neuen Welt wirkenden Darstellung zu gestalten. Wie überraschend werden zum Beispiel die Gründe der italienischen Katastrophe von 1500—1530 hier analysiert. Wie überzeugend und mit wieviel neuen Gesichtspunkten bereichert erscheint hier das soziologische Bild der italienischen Kleinstaaten und ihrer Krise. Hier passiert es nicht, wie in dem vorhin berührten Geschichtsschema, dass ganze Jahrhunderte vergessen oder ignoriert, Grundbegriffe wahllos von einem Land ins andere übertragen werden. Der Schweizer nimmt dankbar zur Kenntnis, mit wieviel Sorgfalt die besondere Struktur seines Landes, der eigenartige Gang seiner Geschichte und die neuere Forschung seiner Historiker von diesem Neapolitaner in Rechnung gestellt werden. Wir besassen bisher übergenug Weltgeschich-

ten französischer und deutscher Herkunft. Zuweilen fragte man sich, wie sich wohl gewisse gemeineuropäische Probleme gerade der mittleren Jahrhunderte dem italienischen Auge präsentieren. In Corrado Barbagallo hat nun der Nichtitaliener einen Führer durch die italienischen Perspektiven der Universalgeschichte gefunden.

Noch ein anderer alter Wunsch an die Adresse der italienischen Geschichtsforschung ist nun in Erfüllung gegangen. Eine „Geschichte Italiens", von Italienern geschrieben, die das weite, zerklüftete Land der italienischen Vergangenheit als eine Einheit überblickt hätte, fehlte uns lange. Die ausgezeichnete Geschichte Italiens im Mittelalter Ludo Moritz Hartmanns ist ein grossartiges, aber allzu früh abgebrochenes Fragment geblieben. Seine Kurzgefasste Geschichte Italiens von Romulus bis Viktor Emanuel III. war nicht viel mehr als ein dürftiger und reichlich trockener Ersatz für das Nichtzustandegekommene. Das alte Sammelwerk der Storia d'Italia, scritta da una società di professori von 1897 ff. war im Antiquariatshandel zur Rarität geworden. Nun hat uns Luigi Salvatorelli zunächst eine neue kurzgefasste Geschichte Italiens geschenkt in einem Sommario della Storia d'Italia dai tempi preistorici ai nostri giorni, das 1938 bei Einaudi in Turin erschienen ist. Derselbe Salvatorelli hat inzwischen zwei Einzelbände in dem grossen Sammelwerk veröffentlicht, das eine umfangreichere Gesamtgeschichte Italiens geben will, in der Storia d'Italia illustrata, die seit 1936 bei Mondadori in Mailand erscheint. Das Werk ist äusserlich bis in die Einzelheiten des Einbandes ein Gegenstück zur Propyläenweltgeschichte. Auch die Ausstattung durch Abbildungen ist von ähnlichem Reichtum und ähnlicher Qualität. Von den vier Bänden, die mir vorliegen, behandelt der erste, von Pericle Ducati verfasst, die altrömische Zeit, der zweite, von Roberto Paribeni, die Kaiserzeit von Augustus bis Theodosius, der dritte und vierte, beide von Luigi Salvatorelli geschrieben, das mittelalterliche Italien bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts (der vierte Band erschien im Herbst 1940). Zu den Vorzügen des Werkes gehört es, dass es nicht nur dem Bedürfnis des Lesers nach Abbildungen entgegenkommt, sondern auch eine reiche und sorgfältige Auswahl der neueren Spezialliteratur in bibliographischen Anhängen zu jedem Kapitel zusammenstellt, sodass der Nichtitaliener, dem das Auffinden der Einzelarbeiten zur italienischen Geschichte zuweilen reichlich Mühe macht, hier wenigstens eine Reihe von ersten Hinweisen stets zur Verfügung hat. Es sind vier weitere Bände geplant, die das Werk bis zur Gegenwart hinabführen sollen. Selbstverständlich kommen faschistische Gesichtspunkte in dieser Nationalgeschichte etwas stärker zur Geltung als in der Universalgeschichte Barbagallos. Aber die italienische Geschichtschreibung hat sich auch im Rahmen des Faschismus eine Bewegungsfreiheit gewahrt, die den Ausländer bisweilen in Verblüffung setzt und daran erinnert, dass man auch in diesen Dingen gut tut, erst zu prüfen und dann zu urteilen. Pietro Fedele, der das Vorwort zum Gesamtwerk geschrieben hat, berührt tatsächlich eines der fesselndsten und schwierigsten Probleme der

italienischen Geschichte: die Frage der geschichtlichen Entstehung der Nation. Es gibt in Europa kaum einen Fall, bei dem die Dinge so kompliziert lägen wie im italienischen. Wohl ist es allmählich möglich geworden, eine Geschichte des italienischen Nationalbewusstseins zu schreiben, und der Herausgeber der Propyläenweltgeschichte, Walther Goetz, hat vor kurzem in einer Rede vor der bayrischen Akademie der Wissenschaften diesen Versuch gemacht: „Das Werden des italienischen Nationalgefühls" (Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Abteilung, Jahrgang 1939, Heft 7). Wie sich dieses Bewusstsein in den tatsächlichen politischen Verhältnissen, im Kampf und Zusammensein der italienischen Einzelstaaten und Völkerschaften durch die Jahrhunderte hin gestaltet und kristallisiert hat, dies ist das Hauptthema, das Pietro Fedele für das Gesamtwerk der Storia d'Italia anschlägt. Gewiss ist es das im Faschismus mächtig gesteigerte Einheitsgefühl der Nation, das hier auf die Suche nach seinen geschichtlichen Ursprüngen geht. Aber das Bild, das nun zustandekommt, bleibt in grossen Umrissen dasjenige, das uns die Geschichte Italiens von jeher geboten hat: auf den Grundlagen des vom römischen Staat vollbrachten Einigungswerks gestaltet sich nach den Katastrophen des früheren Mittelalters ein neues italienisches Einheitsbewusstsein in einer Reihe von Kämpfen gegen deutsche Universalreichspläne. Die innere Ordnung der auf römischen Traditionen aufgebauten oberitalienischen Städte beweist ihre Kraft im Abwehrkampf gegen das staufische Imperium. Dies ist die politische Geburtsstunde der italienischen Nation, von der alles ausgeht. Noch die Aufbauarbeit der Gegenreformation nach den Verwüstungen des Weltkrieges zwischen Karl V. und Franz I. wird von Fedele als eine „lotta dello spirito latino contro il Germanesimo" gesehen. Das „Fuori i barbari d'Italia" Julius II. bleibt das Stichwort des italienischen Nationalbewusstseins in Gegenreformation und antiösterreichischem Risorgimento. Vor diesen Tatsachen hat auch das gegenwärtige Italien keinen Anlass, sich den Blick zu verschleiern. „Wir haben kein Bedürfnis, die Wahrheit zu entstellen und die Vergangenheit umzuformen... Die Geschichte Italiens ist so beschaffen, dass es nicht nötig ist, von der strengsten wissenschaftlichen Objektivität abzuweichen, um sie in ihrem ganzen Glanz leuchten zu lassen. Im Gegenteil: strenge wissenschaftliche Methode, genährt von den Studien und den Forschungen der letzten Jahrzehnte, muss die Grundlage jeder geschichtlichen Wiedererweckung sein." Pietro Fedele hat uns mit diesen Worten seiner Einleitung aus der Seele gesprochen.

Wir schliessen mit einem Hinweis auf das Buch eines jüngeren italienischen Historikers, das ein wenig gekanntes Kapitel schweizerischer Geistesgeschichte in überraschender Weise erhellt. Delio Cantimori, der jetzige Leiter der Scuola normale superiore in Pisa, hat seit seinem Aufenthalt in Basel und seit seiner Doktorschrift über Hutten die Geschichte der italienischen Reformierten zu seinem besonderen Arbeitsthema gemacht. Er knüpfte dabei nicht nur an die Forschungen Giovanni

Gentiles und Gioacchino Volpes zur italienischen Geistesgeschichte, sondern auch an in Basel und Zürich empfangene Anregungen und insbesondere an die älteren schweizerischen Werke des F. Trechsel zur Geschichte der Antitrinitarier und des Ferdinand Meyer zur Geschichte der Locarnesen an. Vor fünf Jahren gab Cantimori in der Rivista Storica Italiana eine erstaunliche Uebersicht über die internationale Forschung des letzten Jahrhunderts, die darum so schwer zu übersehen ist, weil die Geschichte der italienischen Reformierten eine Emigrantengeschichte ist, deren Quellen von Neapel bis Polen, von London bis Ungarn verstreut sind. Wenn diese Emigration irgendwo ein festes Zentrum hatte, dann in der Schweiz. Männer wie Ochino, Vermigli, die Sozzini, Curione, Acontius, Besozzi, Betti, Tegli, Celsi haben entweder dauernd oder vorübergehend in den schweizerischen Städten ein Asyl gefunden. Ihr besonderer Typus der unkatholischen Frömmigkeit ist auf unsere deutschschweizerischen Kirchen von ebenso grossem Einfluss gewesen wie auf die Geschichte des nordeuropäischen Denkens überhaupt. Vor vier Jahren hat nun Delio Cantimori zusammen mit E. Feist in den Publikationen der Academia d'Italia einen Band Dokumente herausgegeben: Per la storia degli eretici italiani del secolo XVI in Europa (Rom 1937). Ihm ist nun vor kurzem das abschliessende darstellende Werk gefolgt: Eretici italiani del cinquecento (Firenze 1940). Es stellt nichts geringeres als eine Geistesgeschichte der italienischen Reformation dar und gibt der Frage nach dem Verhältnis von Reformation und Renaissance einen völlig neuen Aspekt. Dank dieser Arbeit hat nun eine der erstaunlichsten Perioden in der Geschichte italienisch-schweizerischer Beziehungen ihre würdige Darstellung gefunden.

* * *

Kaum sind diese Zeilen geschrieben, fällt uns ein Buch in die Hände, über das wir in diesem Zusammenhang nicht schweigen können, denn dieses Werk handelt nicht nur von italienisch-schweizerischen Beziehungen, sondern stellt selbst ein Ereignis in der Geschichte dieser Beziehungen dar. Unter dem Titel: Legioni Romane e Principi Sabaudi in Svizzera (Garzanti editore, Milano 1940) entwirft Carlo Richelmy ein historisches Fresco, in dem eine Fülle plastischer Einzelbilder die nie unterbrochene Gemeinschaft helvetischen Lebens mit italienischen Schicksalen sichtbar werden lässt. Das Buch ist uns umso willkommener, als es nicht von einem Spezialisten stammt, sondern von einem historisch ebenso gebildeten wie politisch einsichtigen Freund unseres Landes, dem Redaktor der in Bern erscheinenden „Squilla Italica." Wir haben in den letzten Jahren oft im Stillen gewünscht, dass von italienischer Seite statt gewisser überlebter nationalistischer Theoreme aus der Zeit vor 1914 ein wahrhaft politisches Verständnis für das besondere Wesen unseres Staates und seine geschichtliche Einheit erwachsen möchte, und dass die uralten Beziehungen römischer Herkunft, die in der konstitutiven Verwandtschaft unsrer Orte mit den mittelalterlichen Republiken Italiens ein neues Leben bekommen haben, von einem wirk-

lichen Kenner der Geschichte unserer beiden Länder dem italienischen Leser einmal nahegebracht werden möchten. Dieser Wunsch ist durch das Buch Carlo Richelmys zu einem grossen Teil in Erfüllung gegangen. Richelmy beschränkt sich freilich auf die Epoche, die dem Werden unseres Staates vorausgeht und schliesst mit einem Kapitel über die Entstehung der Eidgenossenschaft: „Il San Gottardo, una strada, un'idea". Die Schwerpunkte seines an Gedanken, Kenntnissen, Verknüpfungen und Ausblicken überreichen Werks liegen einerseits in der römischen Epoche und andrerseits im hohen Mittelalter. Der zweite Teil findet sein Zentrum in der grossartigen und in der deutschen Schweiz viel zu wenig bekannten Gestalt des kleinen Charlemagne, Peters II. von Savoyen. Zweifellos wäre über diese Komposition, über die etwas blass ausgefallenen Verbindungsglieder zwischen dem ersten und dem zweiten Hauptteil, sowie über manche Einzelheit eine Diskussion denkbar. Hier möchten wir nur das Wichtigste mitteilen: dieses Buch stellt ein ungewöhnliches Dokument tiefen Verständnisses für die Vergangenheit und die bleibenden historischen Bedingungen unseres Landes dar. Es wäre nur zu wünschen, dass die südlichen Perspektiven, die unser Autor eröffnet, auch im geschichtlichen Bewusstsein breiterer Schichten der deutschen Schweiz das vom Norden her gesehene Bild der Entstehung unseres Staates ergänzen und bereichern möchten. Wir bekennen gerne, dass wir uns nicht erinnern in einem Buch nichtschweizerischen Ursprunges so viel echte Erkenntnis eidgenössischer Geschichte getroffen zu haben. Carlo Richelmy schliesst sein Werk mit den Worten: „Das Werden und Bestehen dieses Staates, der vielleicht der einzige ist, der dem Begriff der Nation widerspricht, müsste unverständlich bleiben, wenn man nicht die schicksalsvollen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien in Rechnung stellte, aus deren Wechselfällen es sich ergab, dass der Sankt Gotthard im Angesicht Europas seine Weihe erhalten hat als eine „Strasse der Nationen."

Werner Kaegi.

Rudolf Alexander Schröder als geistlicher Dichter

Auf seinem Tusculum in den bayrischen Bergen hat der stille, vornehme Hanseate vor wenigen Jahren den sechzigsten Geburtstag gefeiert. In der erlesenen Schar seiner Freunde, die dem Dichter in einer Festschrift gratulierten, erschien damals auch eine schweizerische Delegation. Und mit Recht, denn Schröder war und wird zwar nie ein Vielberühmter und Vielgelesener werden, trotzdem auch Einzelnem, wie der „Ballade vom Wandersmann", so etwas wie ein Erfolg beschieden war — jene geistige Aristokratie aber, die aus seinem Werke immer wieder Trost und frischen Anreiz schöpft, war gerade in unserem demokratischen Staatswesen von Anfang an stark vertreten. Nirgends vielleicht ist sein deutscher Horaz so sehr als das rechte Wort zur rechten Stunde empfunden worden wie bei uns. Und als vor kurzem seine essayistischen Arbeiten gesammelt erschienen, war es Fritz Ernst, der sie wohl als der

Berufenste entgegennehmen und verdanken konnte. Und diese Liebe ist nicht einseitig. Wie sein Freund Hugo von Hofmannsthal, hat Schröder oft und gerne in unserem Lande geweilt und von der Stadt Zürich hat er gelegentlich festgestellt, wie verwandt sie seiner eigenen Vaterstadt Bremen sei. „Auf tätigem, frommem Bürgersinn, auf Fleiss und Nüchternheit war beider Regiment gegründet, von protestantischem Geist und republikanischer Tugend gleichermassen getragen". — Und doch ist ein bedeutender Teil von Schröders Werk, der geistliche, bei uns fast unbekannt geblieben. Da er zeitlich vor allem in die letzten Jahrzehnte fällt, mögen äussere Umstände ihre Schuld daran haben. Man konnte dabei leicht die Kontinuität der Entwicklung des Dichters aus den Augen verlieren, der sich freilich aus einem humanistischen Poeten in den Sänger deutscher Kirchenlieder verwandelte — aber doch nicht so abrupt und grundlos, dass einem dabei seine beiden Schaffenssphären, die griechische und die christliche, wie man es auch schon gesehen zu haben scheint, beziehungslos auseinanderfallen mussten. Man fühlt sich auch hier wieder versucht, an Hofmannsthal zu erinnern, der auf Elektra und Alkestis den Jedermann und das Grosse Welttheater folgen liess. Und wenn es Schröder nicht bei einer unverbindlichen Religiosität hat bewenden lassen, sondern sich, wie der Erlanger Theologe Paul Althaus sagen konnte, „in dieser Zeit religiöser Gärung des deutschen Volkes vor aller Welt in deutlichem Bekenntnis zur christlichen Kirche" stellt, so findet auch dieser Zug seine Parallele in Hofmannsthals Eintritt in den dritten Orden des heiligen Franz. Damit kehrten beide Dichter, die vielleicht zu den letzten Exponenten einer christlich-abendländischen Kultur gehören, nur zu den Quellen dieser Kultur zurück. Dass es dabei jeder, der katholische Oesterreicher wie der protestantische Hanseate, auf seine eigene, durch Geburt und Heimat vorbestimmte Weise tun musste, versteht sich von selbst.

*

Der katholischen Religiosität gemäss, in welcher der erste Akzent zunächst weder auf Gott noch auf dem Menschen, sondern auf den zwischen beiden vermittelnden Sakramenten liegt, sind die Protagonisten der hofmannsthalschen Mysterien objektive Typen und Symbole, von denen der Mensch ganz an den Rand der Bühne gedrängt wird und zu deren Walten sich Gott rein kontemplativ verhält. Ihnen gegenüber kann die Schrödersche Poesie ihr protestantisches Herkommen nicht verleugnen. Hier löst sich die sakramentale Statik in den dynamischen „Handel" Gottes mit dem Menschen auf (so hat uns Zwingli das lateinische Wort übersetzt). Alle Stimmungen und Möglichkeiten, die ganze Dramatik und Gefährlichkeit solcher persönlicher Begegnung spiegeln sich in ihr wieder.

Es beginnt mit dem titanischen Trotz Hiobs: — — —

Wenn du von jeder runden Himmelswarte
Mich stürmend suchtest mit verschiednen Winden,
Du würdest dennoch nie die Höhlung finden,
In die so tief Bedenken mich verscharrte.
Ich hab mich unter jeglichem Geschick

Hinweggebückt. Und jeden Arm zu lähmen,
Taucht ich ins dumpfe Wasser wenn er schlug.
Was also frommt es, wenn mir nun dein Blick,
Wenn mir von deiner Burg Befehle kämen?
Gewaltiger, was hülf es? Ich bin klug.

Kein Mensch kann Gott ferner sein, als dieser kluge Grübler, dieser vielerfahrene Skeptiker — und doch: nur ein Mensch kann solch ein Gedicht machen, den Gottes Anruf und Befehl eben in diesem Augenblick grösster Gottferne mit Gewalt trifft. Es ist ein Grundphänomen prophetisch-protestantischer Gotteserfahrung, das sich hier offenbart. Und seine Antinomie löst sich auch nicht anders als bei Hiob oder Kierkegaard mit dem klaren Entweder-Oder und der darauf folgenden völligen Kapitulation:

Begreife, wer begreifen kann.
Wir knien im Staub, wir beten an,

so tönt es stammelnd schliesslich aus dem Munde des Ueberwältigten. Es hilft gar nichts, klug zu sein. Und das „tiefste Bedenken" ist nichts gegen dieses Fühlen:

Kreuz und Krippe. — Fühl allein,
Denn du deutests keinem,
Was es heisst: Gerichtet sein
Und gerecht in Einem.

Von hier aus führt ein Weg zu den reifsten geistlichen Gedichten Schröders, die in einzelnen Exemplaren bis in die kristallklaren Höhen des klassischen deutschen Kirchenliedes hinaufragen. In ihnen, die sich dem Inhalte nach in nichts mehr der geliebten antiken Poesie vergleichen lassen, steht der Uebersetzer der Odyssee und des Horaz einem antiken „Topos" formal gleichzeitig vielleicht am nächsten. In ihrer kühlen Reinheit und Sachlichkeit hat sich die männlich-stolze Individualität des Dichters fast völlig vergeistigt und verflüchtigt. Es ist die andere Schwelle geistlicher Poesie erreicht — jenseits beginnen die kristallenen Gefilde der grossen, intellektualistischen Mystik.

*

Den Raum zwischen dem erstzitierten Gedicht und diesen letzten ätherischen Gebilden füllen Schröders „Geistliche Gedichte" *). Sie beginnen bezeichnenderweise „im Ausgang des Krieges". Damals wie heute lag Gotteserkenntnis in der Luft wie Elektrizität in einem Gewitter.

Und hättest Du das Reich verlassen,
Die Deinen, Herr, verlässt Du nicht.
— — —
Im grauenvollen Weltverwildern
Bleibst Du allgegenwärtig fromm,
Trittst her aus allen Schreckensbildern
Und winkst uns wie den Fischern: Komm!

*) „Mitte des Lebens", geistliche Gedichte, Insel-Verlag, Leipzig.

So beginnen die ersten Gedichte. Eine kleine Hoffnung und eine grosse Verzweiflung schwingt in ihnen:

Ach um das Leid, das Keiner stillt,
Kein Herz dem Herzen hold gewillt,
Ach um das Leid, —
Das ich um dich,
Das du um mich,
Das du,
Das ich
Durch Ruhm und Rausch von Nächten und von Tagen,
Gefangene der dumpfen Welt getragen,
Umsonst uns zugetan, umsonst entzweit,
Ach um das Leid!

Milde will sich Resignation darüberlegen:

Lass die Liebe, lass den Hass
Draussen geht auf irren Wegen.
Kann dein Herz noch irgendwas
Irgend, irgendwie bewegen?

Freunde versuchen das schwere Los mittragen:

Gott Dank, dass ich euch habe,
Nun alles sich verliert,
Euch erst und letzte Gabe,
Die keiner nehmen wird.

Die wirklich keiner nehmen wird? Ein paar Seiten weiter beginnt schon das Pilgermotiv anzuklingen, das Schröder immer wieder seit dem Büchlein Elysium, dessen Sprache lauter Schweben und Gleiten ist, von der Erzählung vom „Wanderer und der Heimat" bis zur „Ballade vom Wandersmann", varieren wird:

Ich bin schon halb und halb gestorben,
Ich bin nur noch zum Scheine hier.
Glaub keiner denn, er hab an mir
Ein gültig Mein und Dein erworben.

In der Mitte des Lebens ist es Gott allein, wonach den Pilger verlangt:

O Gott, nach dir verlangt mich sehr,
Durch alle Tag und Nächte mehr.
Mein Leben schwebt im dürren Wind
Und weiss nicht, wo es Ruhe find.
Was ich erfuhr von Weib und Mann,
Mit Leid gings aus, mit Leid hubs an —
Drum schelt und Lobe, wer da mag,
Dass ich nicht Lob noch Schelte frag.
Mein Herz ist als von Laugen schwer
Und bitter wie das tote Meer —
Wo früher Baum und Blume stand,
liegt alles tot, liegt all verbrannt.

Hier sind wir wirklich am Toten Meer, an der tiefsten Depression in der Landschaft dieser Seele. Und hier geschieht, unbegreiflich, das Wunder:

Dem auf kahler Scheitel Schnee liegt,
Er, der arm ward, er, der alt ward,
Trägen Fusses bittrer Wallfahrt,
Spräch ers aus, was ihn beseligt?
Zwischen Sand und Felsenschächten,
Ungetröstet, ungesühnet,
Spürt er, spürt in seiner Rechten
Mosis Wanderstab ergrünet.
Ja, Du kennst mich, ja, Du weisst es,
Was ich innerlichst ertrachtet.
All Dein Bestes und Dein Meistes
Gabst Du weil ich schon verschmachtet.
Winktest mir im Höllenhage,
Als ich zu verbrennen deuchte:
Wasser! — Und vor meinem Schlage
Sprang aus jedem Stein die Feuchte!

Dieses Gedicht steht im Scheitel des Buches. Was folgt, ist keine weitere Progression nach oben mehr, sondern Erweiterung, Ausdehnung. Das zentrale Erlebnis schlägt von hier aus seine Kreise immer weiter um sich. Von ihm aus wird alles Alte neu und anders erlebt. Die Welt zeigt sich dem verjüngten Auge verjüngt wieder. Einer ihrer Räume nach dem andern enthüllt sich ihm in morgenfrischer Pracht.

Es wird blauer
In der Grüne,
Sterne treten
Vor die Bühne.
Da und dort
Ein andrer funkelt,
Immer mehr,
Je mehr es dunkelt.
Immer voller,
Immer lichter,
Immer klarer,
Immer dichter,
Trost! — Du brauchst
Nur hinzuschauen,
denn er winkt und
bleibt im Blauen
Ueber allem,
das verhüllt ist,
Wächter, bis
die Zeit erfüllt ist,

Schläfer, bis
vor deinen Toren
Steht der Morgen
Neugeboren!

Dankend schliesst dieses Buch, das die bitteren und die süssen Stunden einer vornehmen und grossen Seele enthält. Was die Gedichte für den „Heidenchristen" unserer Tage von sonstigen braven, geistlichen Liedern besonders wohltuend unterscheidet, das ist die Weite und Milde ihrer Einsichten. „Theologische Federn", denen Schröder auch sonst nicht grün ist, möchten wohl da und dort eine kritische Bemerkung oder ein Fragezeichen an den Rand setzen. „Wo bleibt hier und da noch die Theologie?" Und „ist das nicht alles erfüllt von Welt?" Ja, es ist „Welt", aber im schönsten, weimarischen Sinn in diesen Gedichten, und dass es geistliche Gedichte sind, will nicht mehr heissen, dass sie sich ängstlich in ihren frommen Zirkel ab und einschliessen — denn der Geist, der in ihnen weht, ist der ewige alte, „der wehet wohin er will".

Max Frischknecht

Ewiges Gedankengut

Eine neue Bücherreihe des Atlantis Verlages

Die Vergünstigung an dem geistigen Gut der uns befreundeten, zum Teil durch ihre Sprache mit uns verbundenen Nationen uns auch heute zu erfreuen, enthielte sie zugleich die Verpflichtung, vorerst dem gerecht zu werden, was diese Nationen im jetzigen leidvollen Augenblick durch das Buch zu sagen sich gedrängt fühlen? Sei's! Doch Wille und Bereitschaft stossen bald auf beträchtliche Schranken. Der geistige Horizont, auf allen Seiten, scheint verengt. Den Vordergrund belegen möchte das Buch mit politischer Absicht, getarnte Propaganda, Literatur einander bekämpfender Kollektiv-Mächte und Interessen-Gruppen, keineswegs, wenn auch in Empörung, frei aufrauschende „Stimmen der Völker". Auf mancher Seite gebärdet diese Literatur sich so, als ob nun wirklich erst das „Neue" beginne, durch das jetzige Blutvergiessen die Gestalt, für gewiss, ermöglicht werde, die allein dem Erdteil fromme. Und doch — wie hinfällig und geringfügig sind die Ergebnisse des Völkerringens von 1914—18 gewesen, für das die Propaganda ihre grossen und zuversichtlichen Worte auch nicht gespart hatte.

Man heisst es eine gut schweizerische, humanistische Tradition, nicht nur die eine Gruppe, nicht allein die laute Gegenwart und ihre Geschehnisse verstehen zu wollen, sei diese noch so massiv in ihren Ansprüchen, noch so bewegt, berühre sie uns noch so empfindlich. Wir vergessen die Vergangenheit nicht und denken im Sinne einer bewussten Kontinuität: eine Haltung, die uns erlaubt das halbflügge Neue, wo es uns bestürmen möchte, abwartend zu betrachten, und die, allerdings auf höherer Stufe, einer „universalistischen" Betrachtungsart sich nähern könnte.

Einer solchen kamen — natürlich nicht allein für unser Land — bestimmte Hervorbringungen des ausländischen Verlagswesens entgegen; wir meinen jene Sammel-Ausgaben, die es fast jedem ermöglichten, sich mit der Zeit eine Bücherei anzulegen, die durch das Schrifttum der Jahrhunderte führte, sowohl Allgemein-Gültiges als Einmalig-Bezeichnendes vermittelnd.

Für die Verbreitung des englischen Schrifttums hatte man Dent's „Everymans Library" zu danken. Noch wichtiger waren für seinen Vertrieb auf dem Kontinent die Tauchnitz-Bände, denen in jüngerer Zeit die in Deutschland gedruckten Albatross- und die Pinguin-Bücher sich anschlossen. Mehr als die heutige wird die letzte, und die vorletzte Generation davon erzählen können, was für den deutschen Leser Reclams „Universal-Bibliothek" bedeutet hat. Man vermisste nur immer an ihren kleinen Bänden eine anmutigere äussere Form, besseres Papier, eine edlere Type, was dann mit einem Schlag die „Insel-Bücherei" verwirklichte. — Nun ist für uns die Zufuhr englischer und französischer Bücher in bedauerlichem Masse unterbunden; Deutschland führt nur aus, was seine entscheidenden Stellen für richtig halten. Von den Reclam-Büchern seien grosse Mengen vergriffen; dasselbe gilt von den Tauchnitzen und Albatrossen und auch von der Insel-Bücherei.

Der Atlantis Verlag, der sich während Jahrzehnten durch die Herausgabe seiner Bildwerke, mit vorzüglichen Texten, über seinen Weltüberblick ausgewiesen, tritt nun hier in die Lücke. Autoren früherer Jahrhunderte, an deren Gesamtwerk der heutige Zeitgenosse sich nur ausnahmsweise heranmacht, will er mit thematisch geordneten prägnanten Prosa-Stücken und Gedanken-Folgen zu Wort kommen lassen. Für die Auswahl ist keine zeitliche oder nationale Grenze vorgesehen, doch haben wir in der Hauptsache eine kleine europäische Bibliothek zu erwarten, darin auch schweizerisches Gedankentum, von gestern, sich als unerwartet aktuell erweisen wird.

Sechs der kleinen Bände sind bis jetzt erschienen: Gedanken von Luther, Lessing, Jean Paul, Pestalozzi, Pascal, und Gedanken aus griechischen Tragikern. Dem, der sie meditierend zu erfassen versteht, bieten sie bereits einen ansehnlichen Schatz lebendiger Fermenta cognitionis, geeignet wiederum auf das Lebendige zu wirken, denn das fühlbare Ringen der einzelnen Verfasser, bald um die Erkenntnis, bald um deren Prägung im Wort, wohnt noch immer in diesen Sätzen, als der Puls, der sie dogmatischer Starre enthebt. — Die Luther-Auswahl besorgte D. G. Taub. Den herzlichsten und markigsten Ton gewinnt Luthers Wort, wo er sich den menschlichen Verhältnissen zuwendet, in Bemerkungen über Obrigkeit und Krieg, Recht und Arbeit, Haus und Erziehung; in denen über christliches Leben und Sterben, oder theologische Fragen überhaupt, ist die Tendenz, das Metaphysische auf sich zu belassen und dafür auf „Tugend und gute Werke" Gewicht zu legen, unverkennbar. Die Liebe zu Musik und Kunst bricht an verschiedenen Stellen plötzlich durch; er klagt, ihm sei leid, „dass ich

nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe und mich auch dieselben niemand gelehrt hat. Habe dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten, mit grossen Kosten, Arbeit und Schaden, dass ich genug habe daran auszufegen". Er lobt das Amt des Schulmeisters, und er möchte wohl selbst einer sein: „Denn es ist schwer, alte Hunde bändig und alte Schälke fromm machen, daran doch das Predigtamt arbeitet und viel umsonst arbeiten muss; aber die jungen Bäumlein kann man besser biegen und ziehen ...". — Lessings „Rationalismus" wird von nicht wenigen Heutigen als überwunden betrachtet; aber wie wohl zentriert ist dieser Rationalismus geblieben, wie blank sind noch die Pfeile, von denen einzelne genügen, den Qualm neu-tönender Theorien in Nebel-Fetzen zu zersprengen: „Charaktere und Situationen sind die Konturs des Gemäldes; die Sprache ist die Kolorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Hälfte von einem Maler, die Hälfte von einem Dichter." — „Ist denn ein kurzer und schöner Einfall eines guten Dichters nicht öfters mehr als mancher ungeheurer Foliante eines Schmierers wert, und sollte in der Musik eine Anzahl von sechzehn schön gesetzten Takten nicht so gut von der Fähigkeit seines Verfassers zeigen können, als eine drei Finger breite Partitur?" Der Herausgeber, Dr. E. Kurt Fischer, hat neben Solchem auch Fabeln, Stellen aus Dramen und den theologischen Schriften, mitgeteilt. — Erwin Jaeckle schöpfte, verdienstlicherweise, für seine Jean Paul-Auswahl weniger aus den Romanen, als aus den beiden, weit über ihre Zeit hinausdeutenden Werken „Vorschule der Aesthetik" (1804) und der Erziehlehre „Levana" (1807). Seine Zeitgenossen, das heisst, besonders die damaligen Frauen und Jünglinge, liebten Jean Paul wegen seiner Gefühlsmacht und seiner Liebe zum Kleinen. Der Herausgeber weist darauf hin, dass Stefan George in ihm den reinen Künstler ehrte, während wir nun den „Verkündiger alles Menschlichen" — den Weisen — noch höher als seine Werke zu schätzen wüssten. — Ueber den Charakter von Pestalozzis Schriften sagt Martin Hürlimann, dass in ihnen die „hereinstürmenden Gedanken und Gefühle" zu Wiederholungen und Parallel-Betrachtungen drängten, „die in ihrer Steigerung die eigentümlich pestalozzische Rhetorik ergeben". Die Urform von Pestalozzis Mitteilung sei geschriebene Rede; er wollte nicht Bücher schreiben, er wollte den Menschen helfen. Einer der Gedanken, der in dem grossartigen Aufruf „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" (1814—15) leidenschaftlich wiederholt wird, dürfte heute besonders aufhorchen machen: „Der kollektiv vereinigte Mensch, wenn er nichts anderes als das ist, versinkt in allen Verhältnissen in die Tiefen des Zivilisations-Verderbens, und in dieses Verderben versunken, sucht er auf der ganzen Erde nichts anderes, als was der Wilde im Walde auch sucht. Und je tiefer er in seiner sozietätischen Verhärtung versinkt, desto grösser wird auch seine diesfällige Selbsttäuschung". — Unser Band beginnt mit Auszügen aus dem theoretischen Werk „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Ent-

wicklung des Menschengeschlechts" (1797), der mittlere Teil bringt Seiten aus mehr praktischen und erziehungstheoretischen Abhandlungen.

Ewald Wasmuth, der Herausgeber der Sammlung aus Pascals „Gedanken", stellte diese zusammen auf Grund seiner eigenen Uebertragung des (fragmentarischen) Werkes („Ueber die Religion und über einige andere Gegenstände") und der kleinen Schriften („Die Kunst zu überzeugen und andere kleine philosophische Schriften"), Berlin 1940 und 1938. Der Leser, sagt das Vorwort, möge nach der Lektüre nicht glauben, den Verfasser nun zu kennen. Es sei hier versucht worden, die Pascal'sche Unruhe und den Pascal'schen Frieden, Ungewissheit und Gewissheit Pascals einzufangen. Der grösste Teil der Texte wurde den „Pensées" entnommen und meist ungekürzt wiedergegeben. Aus den kleinen Schriften wurde das „Gebet, um von Gott den rechten Gebrauch der Krankheit zu erflehen" neu übersetzt. Im ganzen ist der Uebersetzer entweder wortgetreu (ohne undeutsch zu sein) oder so glücklich in der Umschreibung, dass es ihm gelingt, den Sinn der betreffenden Stelle für uns ungeschmälert aufleuchten zu lassen. Wir wissen heute, dass Pascal „Neues" über das Christentum nicht gesagt, und wiederum treffen sich seine Befunde politischen, sozialen gesellschaftlichen Charakters mit denen der Klassiker und Moralisten seiner Epoche. (Von frühern wäre Montaigne zu nennen). Einmalig ist Pascal als Temperament. Dieses bekundet sich weniger in dem von ihm gebotenen Gedanken-Stoff als in einem spezifischen unverkennbaren Lyrismus. In den Passagen „Von den Zerstreuungen" und in den Vorträgen „über den Stand der grossen Herren" lässt der Uebersetzer nichts zu wünschen übrig. Dagegen zeigt sich in „Das Mysterium Jesu", wie gross die Schwierigkeiten sind, die sich einer Wiedergabe jenes Lyrismus entgegenstellen. — In den „Gedanken aus griechischen Tragikern", übersetzt und angeordnet von Emil Staiger, vernehmen wir vornehmlich die Stimmen von Aischylos, Sophokles, Euripides. Hier hören wir ein Weltwissen wie unmittelbar, aus noch ungetrübter Quelle sich verkünden, das noch bei dem „modernsten" von den Dreien, Euripides. Sehen die Götter lange zu, so erreichen sie, wenn auch zu später Sühne, den Frevler sicher und schnell. Was ist Frevel? Unmass und Ungesetz, Nicht-Achten und Nicht-Kennen der bestimmenden Grenzen. Wer sie zu verrücken strebt, hat damit sein Urteil gesprochen:

Ehrfurcht! Unzerstörbar einst
Und unbezwinglich waltete sie
Im Herzen des Volks. Jetzt ist sie fern.
Furcht besteht, und der Erfolg
Ist Gott den Menschen und mehr als Gott.
Aber es wacht die Gewalt des Rechts.

Siegfried Lang.

Die Kriegsschauplätze und die Bedingungen der Kriegsführung

„Die Kriegsschauplätze und die Bedingungen der Kriegsführung".
94 Seiten mit 15 Kartenskizzen. Vita Nova Verlag Luzern 1941.

Die vorliegende kleine Schrift gibt in ihrem Hauptteil, der sich „die umkämpften Kriegsschauplätze" nennt, einen guten wehrgeographischen Ueberblick und stellt die Zusammenhänge zutreffend heraus. Zu ihm ist auch der wertvolle Anhang zu zählen, der in alphabetischer Gliederung eine kurze Schilderung der verschiedenen Stützpunkte und Meeresstrassen der Seeherrschaft gibt. Dagegen wird man zu den beiden ersten Abschnitten des Buches manchen Vorbehalt machen können. Sie versuchen eine Theorie des Krieges zu geben, die in mancher Beziehung einseitig bleibt und an viel Wesentlichem vorbeigeht. Blücher hat einmal gesagt, dass die „Federfuchser" das verderben, was der Soldat auf dem Schlachtfelde erstritten habe. Nach den Ausführungen des Verfassers könnte man glauben, dass der Soldat nur imstande sei, zur Niederlage beizutragen. Das Studium des Hauptteiles des Buches führt dann aber ganz von selbst zu einer anderen Erkenntnis. Es darf deshalb empfohlen werden zuerst diesen Hauptteil zu lesen, um dadurch Einsichten zu gewinnen, die dann von selbst zur Kritik an den Ausführungen in den beiden ersten Abschnitten führen. Sofern diese kritische Einstellung vorhanden ist, erwachsen auch aus der Lektüre der einleitenden Abschnitte Anregungen und Gewinn. **Gustav Däniker.**

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier (abw. im Militärdienst)
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland

Was weisst Du vom Roten Kreuz in Genf?

„Gebt uns etwas zu lesen!"

Kurz nach Arbeitsbeginn bringt man die ersten Zuschriften an unsere Abteilung — es sind Briefe und Karten aus den Kriegsgefangenen-Lagern, aus den Lagern der Zivilinternierten und von Angehörigen der vom Kriege Betroffenen.

So verschieden Art und Sprache, Form und Ausdruck dieser Schreiben sind, so gleichartig ist der Inhalt: „Wir bitten um Zusendung von Lesestoff und Spielen für die Mussestunden". Gleich nach Erhalt werden die Briefe und Karten gelesen und geordnet. Welche Begehren können wir selbst erfüllen, welche müssen wir den mit uns arbeitenden Organisationen überweisen?

Da werden Bücher wissenschaftlicher Spezialgebiete verlangt, ein Arzt ersucht um Uebersendung medizinischer Handbücher. Dies sind Werke, die wir in unserem Büchervorrat nicht besitzen.

Musiker bitten um Instrumente, da ihre eigenen verloren gingen. Priester möchten die zur Ausübung ihrer religiösen Pflichten nötigen Bücher erhalten usw. Alle diese Begehren überweisen wir an die mit uns Hand in Hand arbeitenden Organisationen, die sich auf bestimmte Gebiete der Bücherversorgung spezialisiert haben.

Andere Gefangene bitten einfach: „Gebt uns etwas zu lesen!" Unser Büchervorrat gibt uns die Möglichkeit, diese Bitte sofort zu erfüllen. — Nach Massgabe der Umstände werden kleine Kisten mit etwa vierzig Bänden, in Fünf- und Zweikilopaketen bereitgestellt und an die Kommandanten oder an die Vertrauensleute der Lager abgeschickt.

Bei grossen Sendungen werden die Kisten zuerst den Militärbehörden des Staates, in dem sich die Lager befinden, zur Einsichtnahme und Prüfung zugestellt.

So erfüllt dieser Dienstzweig die Aufgabe, den Kriegsgefangenen und Internierten in ihrer Mussezeit Ablenkung und Anregung zu geistiger Beschäftigung zu bieten. Die Freude der Betreuten findet in manchem Dankschreiben beredten Ausdruck.

Um seine Aufgabe zum Wohle der notleidenden Menschheit weiter erfüllen zu können, bedarf das Internat. Komitee vom Roten Kreuz vermehrter Hilfe. Seine Mittel gehen zur Neige. An dich, Schweizervolk, ergeht der Appell, ihm die dringend notwendige Unterstützung zu gewähren und ihm die Möglichkeit zu verschaffen, den Dank unserer Nation an die Vorsehung für die bisherige Bewahrung vor den Schrecken des Krieges in selbstloser und würdiger Art abzustatten.

P. Jordan, Mitarbeiter des I.K.R.K.